

DRITTER TEIL

Geschichtsphilosophische Ästhetik zwischen nov-antidem Hiatt und Dialektik

Das literaturkritisch oder kulturpolitisch besetzte Ordnungssystem kann geschichtsphilosophisch »gekippert« werden wie in der epochalen Fragestellung der Querelle des Anciens et des Modernes. [1] Es kommt zur historischen Indizierung und damit zur Pluralisierung der Schönheiten (*beauté absolue/beauté relative*). [2] Der Widerstreit zwischen Schönheit und Erhabenheit wird in die Zeit verlegt, wodurch sich geschichtsphilosophische Auflösungsversuche in trichotomische Schemata anbieten. Sowenig wie eine Lösung der doppelten Ästhetik kommt ein Ausgleich der Querelle tatsächlich zustande. Die gegenläufige Spannung zwischen Schöndem und Erhabenem auf der

1 Der abbreviierende Wortgebrauch »nov-antik« greift auf ein Kompositum zurück, das sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts insbesondere in der Rhetorik einer gewissen Beliebtheit erfreute. Zum Zwecke einer Erneuerung der Beredsamkeit durch Rückgriff auf die antike Rhetorik zielte das Programm einer *eloquentia nov-antiqua* im Kontext der Querelle-Rezeption im deutschsprachigen Raum darauf, »die Oratoriam Nov-antiquam mit einander [zu] conjugiren« – so etwa Pyras Bautzener Gymnasialrektor Georg Ehrenfried Behnauer in einem Schulprogramm von 1722; zit. nach Reinhard Breymayer: *Pietistische Rhetorik als eloquentia nov-antiqua*. Mit besonderer Berücksichtigung Gottfried Polykarp Müllers (1684–1747) [zuerst 1976]. In: Josef Kopperschmidt: *Rhetorik*. Zwei Bände. Bd. II: *Wirkungsgeschichte der Rhetorik*. Darmstadt 1991, 127–137, hier: 129.

2 Vgl. Marc-Mathieu Münch: *Le pluriel du beau. Genèse du relativisme esthétique en littérature. Du singulier au pluriel*. Metz 1991. Im Unterschied zu meiner Studie, die darauf zielt, die Ästhetikgeschichte seit der Querelle mit dem Zugriff einer doppelten Ästhetik zu systematisieren und als *e i n e n* theoretischen Problemzusammenhang auszuweisen, beschränkt sich Münch darauf, die Auflösung der Norm des absolut Schönen in die Vielfalt der relativen Schönheiten bloß nachzuvollziehen. Münchs freilich komparatistisch angelegte und materialreiche Studie bleibt im Grunde auf die Folgerung fixiert, mit der Władysław Folkierski sein Buch *Entre le Classicisme et le Romantisme. Étude sur l'Esthétique et les Esthéticiens du XVIII^e Siècle* (Paris 1925 [Ndr. Paris 1969], hier: 604) abgeschlossen hatte: »En quoi la désagrégation du classicisme prépare-t-elle le romantisme?«

systematischen Ebene kehrt auf der historischen als Brüchigkeit der geschichtsphilosophischen Konstruktion wieder. Das gilt für den deutschsprachigen Raum besonders für die Repliken auf die Querelle in den ästhetischen Schriften Schillers und Friedrich Schlegels an der Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert. Schillers Dichotomien in den Abhandlungen der neunziger Jahre greifen auf den Gegensatz von Schönheit und Erhabenheit zurück, den sein Gewährsmann Kant, die Diskussion des 18. Jahrhunderts zusammenfassend, im ersten, ästhetischen Teil der *Kritik der Urteilskraft* pointiert hatte. Den anthropologisch (Anmut/Würde), politisch-pädagogisch (schmelzende/energetische Schönheit) oder, je nach intendierter Lesart, geschichtsphilosophisch (Szondi) bzw. naturphilosophisch (Marquard) (Naives/Sentimentalisches) gewichteten Begriffspaaren von Schillers Philosophie liegt die ästhetische Duplizität des Schönen und Erhabenen zugrunde. Schiller zerfällt dadurch in der Forschung entweder in den Theoretiker pathetischer Erhabenheit oder in den idyllischen Utopiker. Letztgenannte Deutungsvariante dominierte in der nachachtundsechziger Germanistik, die ihre eigenen politischen Ambitionen in die theoretischen Schriften des enttäuschten Weimarer Revolutionssympathisanten hineinprojizierte.

Die Lesart der vermittelten Widersprüche, die sich von Hegels positivem Diktum herleitet, daß Schiller das Verdienst angerechnet werden müsse, über Kant hinausgehend auf dialektische Weise »Einheit und Versöhnung« (*Ästhetik* I, 89) gedacht zu haben, läßt jene erpreßte Versöhnung unerwähnt, die der Abbruch der ästhetischen Briefe (1795) festhält. Die Verschleierung des Fragmentcharakters in der Buchfassung von Schillers prosaischen Schriften (1801) überspielt das Scheitern des Programms, das im »Einschluß« zu den Briefen an den Augustenburger und im 16. ästhetischen Brief formuliert wurde, jene »doppelte Schönheit« (Schiller) des Schönen und Erhabenen im Spitzenbegriff einer »Ideal-Schönheit« zu vermitteln und alle Dissonanzen des Menschseins zu lösen. Der dialektische Dreisprung blieb schon nach dem ersten Drittel stecken, was jedoch die Forschung wenig daran gehindert hat, dieses Drittel fürs Ganze zu nehmen. Die Unentschiedenheit zwischen schöner und erhabener Ästhetik korreliert bei Schiller mit der Ambivalenz seiner Natur-, Geschichts- und Menschenbilder. Die Verquickung der ästhetischen Grundbegriffe mit seiner Gesellschaftsdiagnose spiegelt die Antwort Schillers auf den Einwand Süverns, der gegenüber dessen Erhabenheitsdramaturgie das Wirkungsideal ausgleichender griechischer Katharsis beschworen hatte. Verallgemeinert werden kann daraus, daß eine Ästhetik des Schönen mit Vorstellungen, die auf Konsenz zielen, einhergeht, eine Ästhetik des Erhabenen jedoch mit Dissenz assoziiert ist.

Friedrich Schlegel formuliert unter Aufnahme der in der Querelle des Anciens et des Modernes erarbeiteten Einsicht in die Differenz von absoluter und relativer Schönheit in seinem Frühwerk das Programm einer geschichtsphilosophischen Ästhetik, in der der gegenwärtigen, freilich nur »provisorischen« Schönheit des Interessanten und Häßlichen das Korrektiv einer durch das Studium der griechischen Poesie zu gewinnenden, neuen Objektivität der Dichtung entgegengestellt wird. Schlegels romantisches Projekt ist gleichermaßen auf die Vorgaben der doppelten Ästhetik Kants und auf das gleichzeitige Programm idealschöner Bildungsdialektik bei Schiller bezogen. Schlegels Versuch, den gegenwärtigen Stand der Kunstproduktion aus dem Verhältnis der antiken Poesie zur modernen zu diagnostizieren, teilt den von Schiller seit dem »Geburtstagsbrief« an Goethe verfolgten geschichtsphilosophischen Ansatz; die einseitige Über-

nahme der Kantischen Analytik des Schönen, die der Konstruktion des Objektiven zugrundeliegt, führt jedoch zur Ausgrenzung der im Laufe des 18. Jahrhunderts aufgewerteten Nicht-mehr-schönen-Künste. Die Theorie des Häßlichen ist zwar zu Recht stets als ein Verdienst Schlegels herausgehoben worden, freilich hat sie im *Studium*-Aufsatz (1795/97) nur Teil an einem ›ästhetischen Kriminalkodex‹, dem auch das Schockierende, Abenteuerliche, Ekelhafte und Gräßliche als Indikatoren eines ästhetischen Niedergangs in der Moderne zugerechnet werden. Schlegel muß daher, ähnlich wie Herder (s.o.) in der *Kalligone* (1800), das Erhabene um die von Kant herauspräparierten dynamischen Momente beschneiden, um es ins Schöne im weitesten Sinne integrieren zu können. Nur als Kallistik wahrt die Geschichtsphilosophie ihr utopisches Potential.

Die Beschneidung des Sublimen bei Schlegel und die einseitige Rezeptionspräferenz für den Idylliker Schiller machen auf den Gesichtspunkt aufmerksam, den der amerikanische Historiker Hayden White in Hinsicht auf die »Pastoralisierung« der Geschichtsauffassung im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert infolge der Verschiebung von einem erhabenen zu einem schönen narrativen Schema als »politics of interpretation« [3] festgehalten hat. Eine solche Pastoralisierung findet auch in der Ästhetikgeschichte statt: In der idealistischen Kunstphilosophie kommt es zur Schönung und Harmonisierung des Erhabenen, d.h. zur Marginalisierung des negativen Grundes des Sublimen. Die beiden ästhetischen Kategorien werden einander angenähert und verschmolzen. Erst diese Depotenzierung des Erhabenen von Herder bis Hartmann, die es zu einer Unterart des Schönen abwertet, macht etwas »Affirmative[s]« [4] an ihm greifen. Die Aufhebung der doppelten Ästhetik mit ihrer Reobjektivierung ließ das Erhabene zu einer biedermeierlichen Kategorie herabsinken und führte zu ihrer vermeintlichen Bedeutungslosigkeit. Die Kitschiers der Ästhetik sind daher nicht die Theoretiker des Sublimen, sondern jene, die diese Kategorie mit dem Schönen verbunden und dadurch zu einer Art ›Gipsfigurenerhabenheit‹ heruntergewirtschaftet haben, von der es bis zur Lächerlichkeit in der Tat nur noch ein Schritt ist.

3 Hayden White: The Politics of Historical Interpretation: Discipline and De-Sublimation. In: *Critical Inquiry* 9 (1982), 113–137 (übersetzt in: ders.: Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung [engl. 1987]. Frankfurt/M. 1990, 78–107).

4 Nicolai Hartmann: Ästhetik [entst. 1945]. Berlin 1953, 374. Die Schönung des Erhabenen nach Kant faßt zusammen: Christine Pries: Erhabene, das (Ende 18. Jh. bis 20. Jahrhundert). In: *HWRh* II (1994), 1378–1389. Frau C. Pries danke ich für die freundliche Überlassung einer frühen Kopie ihres Teilartikels.